



Der erste Branntwein-Brenner.

Von Leo Tolstoi

Ohne Frühstück ging der arme Bauer hinaus aufs Feld, um zu adern, nur ein Stück Brot nahm er mit. Als er dort ankam, legte er seinen Kasten ab, gab ihn unter einen Busch und tat das Stück Brot daneben. Später wurde dann das Pferd müde und der Bauer hungrig. Er spannte das Tier aus, ließ es weiden, er selbst aber ging zu seinem Kasten, um das Stück Brot als Mittagmahl zu verzehren. Er hob den Kasten auf und siehe da, das Brot war weg. Er suchte es, suchte es überall, drehte den Kasten hin und her, schüttelte ihn — das Brot war nicht da. Der Bauer staunte darüber sehr. „Ist das aber sonderbar! Ich habe niemand gesehen und doch hat mir jemand das Brot gestohlen!“

Es war der Teufel gewesen, der ihm das Brot entwendet hatte, während der Bauer arbeitete; und er duckte sich hinter den Busch, um zu hören, wie der Bauer fluchte und dabei den Teufel erwähnen würde. Dem Bauer tat es wohl sehr leid, daß er bestohlen worden war, er tröstete sich aber auf seine Art.

„Nun“, sagte er, „ich werde nicht Hungers sterben; jener, der das Brot genommen hat, hatte es sicherlich sehr nötig — möge es ihm wohlbekommen!“

Und der Bauer ging hin zum Brunnen, trank einen tüchtigen Schluck Wasser, ruhte, spannte das Pferd ein und machte sich wieder an die Arbeit.

Der Teufel wurde betroffen, daß er den Bauer nicht dazu verleiten konnte, zu sündigen. Er begab sich hinunter in die Hölle, suchte dort den Oberjatan auf und erzählte ihm, wie er dem Bauer das Stück Brot entwendet und wie dieser, statt zu fluchen, gesagt hatte, „es möge ihm wohlbekommen!“

Der Oberjatan geriet darüber sehr in Wut. „Wenn der Bauer“, schrie er zornig, „dich überlistet hat, so ist das dein Fehler, du hast die Sache eben falsch angepackt. Das würde noch fehlen, daß sich der Bauer und gar sein Weib an dergleichen gewöhnen — dann werden wir niemals vorwärtskommen! Eine schlimme Sache, das muß ich dir sagen. Ich kann das nicht ruhig hingehen lassen. Kehre sofort zurück und verdiene dir das Stück Brot des Bauern. Wenn du nicht binnen zwei Jahren über ihn triumphierst, habe ich dich in geweihtem Wasser.“

Vor dem geweihten Wasser hatte der Teufel eine Riesenangst; so rasch er nur konnte, eilte er wieder zur Erde hinauf und grübelte darüber nach, wie er seinen Fehler wieder gutmachen könnte. Er zerbrach sich lange den Kopf — endlich kam er aber doch darauf. Er nahm das Aeußere eines guten Menschen an und verdingte sich bei dem armen Bauer als Arbeiter. Und er lehrte den Bauer, während des trockenen Sommers im Sumpf säen. Bei den Nachbarn wurde alles von der Sonne verjagt, die Saat des armen Bauern aber gedieh äppig, lang, in vollen Aehren. Der Bauer konnte davon ein ganzes Jahr leben und es blieb ihm noch Weizen in Hülle und Fülle übrig. Im nächsten Sommer lehrte der Arbeiter den Bauer, oben auf dem Berge zu säen. Im Sommer regnete es in einem fort. Bei den anderen schlug der Regen alles nieder, die Saat faulte und die Aehren füllten sich nicht, aber das Getreide des Bauern oben auf dem Berg entwickelte sich prächtig und es blieb ihm so viel Ueberfluß, daß er gar nicht wußte, was damit beginnen.

Der Arbeiter lehrte jetzt den Bauer, aus dem Getreide Branntwein brennen; und der Bauer braute den Schnaps und er trank davon und gab auch den anderen zu trinken.

Der Teufel suchte den Oberjatan auf und rühmte sich, das Stück Brot nunmehr verdient zu haben.

Der Oberjatan wollte sich davon mit eigenen Augen überzeugen.

Er suchte also den Bauer auf und er sah, daß dieser die reichen Leute des Dorfes zu sich eingeladen hatte und sie mit Branntwein bewirtete; die Frau des Bauern bot ihn den Gästen an. Während sie das Getränk vorsetzte, streifte sie an den Tisch und stieß ein volles Glas um. Der Bauer wurde zornig und verfluchte seine Frau.

„Du Teufelsbrut“, brüllte er. „Ist das ein Spüllicht, du Krummbeinige, daß du es auf den Fußboden ausschüttest?“

Der Teufel stieß den Oberjatan mit dem Ellbogen.

„Hörst du“, flüsterte er, „heißt sagt er nicht: es möge dir wohlbekommen!“

Der Bauer suchte noch weiter, und er schenkte selbst ein. Da kam, von der Arbeit müde, ein armer Bauer, den man nicht geladen hatte; er grüßte, setzte sich, und er sah die Bauern Branntwein trinken. Auch er bekam

Lust, auch er wollte davon einen Schluck; er sah nur und sah, schluckte immer wieder den Schleim hinunter. Der Bauer hätte dem Armen nicht um die Welt auch nur ein einziges Gläschen gegeben, sondern er brummte für sich: „Ich kann nicht alle von euch mit Branntwein versehen.“

Auch das gefiel dem Oberjatan.

Der kleine Teufel meinte:

„Warte nur noch ein wenig, es wird noch bunter werden.“

Die Gäste tranken, und der Hausherr trank. Sie schmeickelten einander, priesen einander ihre Reden waren geschmeidig und glatt wie Butter. Der Oberjatan lauschte, und er flüsterte dem kleinen Teufel zu:

„Sobald das Getränk sie den Füchsen ähnlich gemacht haben wird und sie sich gegenseitig betrügen und überlisten werden, haben wir sie sämtlich in den Händen.“

„Warte nur“, entgegnete der kleine Teufel, „bis sie auch das zweite Glas im Wanst haben. Wie die Füchse gehen sie jetzt schweißwedelnd einer zum anderen, und einer will den anderen betrügen. Du wirst aber sehen, bald werden sie so sein, wie böse Wölfe.“

Die Bauern leerten das zweite Glas, ihre Reden wurden lauter und roher. An Stelle der öglatten Reden kamen Flüche, es fielen böse Worte, eine Schlägerei entstand und sie schlugen sich gegenseitig die Nasen ein. Auch der Gastgeber mengte sich ein; man prügelte ihn tüchtig durch.

Der Oberjatan sah das alles mit an und es gefiel ihm sehr.

„Gut! Sehr gut!“ brummte er.

„Warte nur“, sagte der kleine Teufel, „es kommt noch bunter. Sie mögen nur erst das dritte Glas leeren. Jetzt sind sie wütend wie die Wölfe, bald werden sie aber wie die Schweine sein.“

Und die Bauern tranken das dritte Glas. Sie wurden ganz weich gestimmt — sie stammelten — sie lallten — sie bemerkten gar nicht, daß keiner auf den anderen hört. Und die Gäste entfernten sich — einzeln — zu zweit — zu dritt: alle fielen sie auf der Straße der Länge nach hin. Der Hausherr ging mit ihnen, um sie hinauszubegleiten — und er fiel hin, mit dem Gesicht in eine Pfütze, er beschmierte sich von Kopf bis Fuß, und nun lag er dort wie ein Wildschwein und grunzte.

Dem Oberfatan gefiel das noch mehr.

„Also ja“, sagte er, „du hast dir da ein feines Getränk ausgedacht, du hast dir das Stück Brot verdient. Erzähle mir, wie du dieses Getränk bereitet hast. Du hast wahrscheinlich zuerst das Blut des Fuchses genommen: davon wurde der Bauer so schlau wie ein Fuchs; dazu kam das Blut des Wolfes: es erwachte in ihm die Lust zum Bösen — wie in einem Wolf; schließlich hast du Schweineblut hinzugemengt: aus dem Bauer wurde ein Schwein.“

„Nein“, entgegnete der kleine Teufel, „nicht so habe ich es zusammengebraut. Ich habe nichts anderes getan, als dem Bauer im Ueber-

fluß Getreide wachsen lassen. Das tierische Blut war immer in ihm enthalten — solange aber das Brot knapp war, reichte es nicht für die Nahrung; da tat es ihm auch um das letzte Stückchen Brot nicht leid. Der Ueberfluß ist es, der ihn anspornt. Ich habe ihn gelehrt, Brantwein zu trinken. Und sobald er aus Gottes Gabe Schnaps gebraut hat, rührte sich in ihm das Blut des Fuchses, des Wolfes und des Schweines. Wenn er nun immer Brantwein trinken wird, wird er immer ein Tier sein.“

Der Oberfatan belobte den kleinen Teufel, und er verlieh ihm Rang und Würde.

Auf Benzinfamelen durch die Wüste

Im Stuttgarter Kosmosverlag Franck hat E. G. Erich Lorenz unter dem Titel „Pfadsuche in der Wüste“ Schilderungen von Saharadurchquerungen in alter und neuer Zeit erscheinen lassen. Die sehr fesselnde Zusammenstellung bietet eine Uebersicht über die bedeutendsten Wüstenexpeditionen eines Jahrhunderts von Major Denham's Zug nach Feibe (1822) über Caillies, Parth's, Kahlfs, Kachigalls Karawanenreisen und Wüstenmärsche bis zur französischen Citroen-Automobilexpedition nach Timbuktu. Die fernste letzte Abschnitt ist die folgende Probe entnommen. Das mit vierundzwanzig Kunstdrucktafelbildern illustrierte Buch hebt die deutschen Reisen liebevoll hervor und betont mit Nachdruck die Vorteile, die der schwarze Erdteil durch das Eindringen europäischer Zivilisation gewonnen hat, hält sich aber dabei doch von unangenehmem Chauvinismus fern.

Erst in der sechsten Morgenstunde bricht man aus dem gaslichen Lager auf. Anirschend sauchen die kleinen Ungeheuer über das Sandmeer, das leblos sich hinreckt, so weit das Auge zu reichen vermag. Allen voran die kriechende Raupe, dann Goldläufer, hinter ihm, dicht aufgeschlossen, der Silberne Halbmond, die fliegende Schildkröte und Apis. Man hat den toten Wesen Namen gegeben, wie einst den Flugzeugen, den Geschützen. Sind es denn überhaupt leblose Gesellen, diese frurrnden, hämmernden, zischenden, immer atmenden, hastenden Wesen? Sind es nicht riesige, vorweltliche Tiere? Dem Eingebornen liegt solch ein Gedanke näher als uns kulturbelebten Europäern. Erst gestern sagte einer: „Dem Kamel ist schneller als das meine, aber meins braucht weniger Pflege als deins!“

Die 10 PZ-Motoren leuchten; der Sand ist weich und tief, die Schaufeln haben schwere Arbeit. An der Gara Arima geht der Weg vorüber, jener flachen Sanddünen, die ein Dichter der Sahara den „irdischen Regenbogen“ genannt hat. Weithin kein Orientierungspunkt, Sand, Sand, nichts als Sand, den da und dort in schmalen Gürteln Wüstenras wie graue, harte Borte überzieht. Man wügte nicht, ob man recht führe, wären nicht die Radspuren der Verpflegskolonnen, die den Boden in breiten, parallelen Streifen überlaufen, noch deutlich zu sehen. Bitter kalt ist es heute. Schon um fünf Uhr nachmittags bricht die Nacht nieder, plötzlich, schmerzhaft fast, ohne Dämmerung.

Am nächsten Morgen zeigt das Thermometer in der sechsten Stunde fünf Grad Kälte. Die unermeßbar weit hingebreiteten Dünen wechseln im steigenden Licht des Tages ununterbrochen Gestalt und Farbe. Sand, Sand, nichts als Sand, kein Gras, kein Vogel, kein Mensch, Stille,

unheimliche Stille, die kein Echo hat für die Stimme knatternder Motoren.

Zwei Uhr nachmittags: plötzlich am Ende des Wadi Mha, plötzlich an einer Oase, deren Grün wie der Garten Eden dünkt nach dieser farblosen, toten Wüste. Der Einbruch ist überwältigend. Langhin streckt sich, grünleuchtend, ein Tal, wie von einem geheimnisvollen Zauberpruch ins Land der Lede verbannt. Die Augen können sich nicht sattsehen. Doch der Weg in diesen Märchenhain ist schlecht, steinig, von feinem Mergel, in den die Raupe tief einsinken. Sandfontänen, die sich in der unbeweglichen Luft hoch aufsteilen, läßt jeder Wagen hinter sich.

Stunde rinnt um Stunde hin wie die Sandkörner vom Band der Raupe. Es ist vier Uhr nachmittags. Das nächste Ziel ist Fort Dassi Inifel am Rande des Wadi Mha; wird man vor Einbruch der Nacht noch dort sein? Der bange Gedanke ist bald zerronnen, schon von der Höhe der nächsten großen Düne sieht man die grauen Mauern der Festung im Grün von Dattelpalmen aufleuchten, eine halbe Stunde später öffnen sich die Tore, die Reisenden einzulassen. Wie sie sich nach dem letzten Wagen wieder schließen, scheint das Geräusch der Motoren wie verschluckt von dem steinernen Nachen. Grabesstill ist es mit einem Schlag, so still, als wandle der Tod allein nur wieder über all die tausend Dünenwellen, die im Osten, im Westen, dicht vor dem Gemäuer selbst branden.

Breit vor das Fort legt sich südwärts ein wogender Sandgürtel, dem das Hochland von Tademait entwächst. Zwanzig Kilometer tief dehnen sich sandige Fluten, die jeder Wind verändert, die nie stillstehen, immer wandern, wandern. Das ist das Schicksal des Landes, das seiner Menschen. Es fährt sich leicht auf solchem Grunde. Mühelos werfen die Schaufeln den Sand hinter sich. Am frühen Nachmittag ist der Sattel des Berglandes erreicht. Wenn es nur nicht so kalt wäre! Schneidend kalt, kaum zum Aushalten. Man friert durch die Mäntel, durch die Handschuhe. Das Steuern wird schwer. Und unwirklich schnell ist der Tag zu Ende, die Dunkelheit stellt höchste Anforderungen an den Orientierungssinn. Man muß mitten im Sandfeld halten. Der Spigenwagen läßt eine rote Kaskete steigen. Das heißt: Bitte um Auskunft! Der letzte Wagen antwortet mit zwei weißen Leuchtkugeln: Nichts Wichtiges, wartet auf uns!

Und man wartet: um 11 Uhr nachts ist die Kolonne wieder beisammen. Nun in gesteigertem Fahrt nach dem nächsten, nicht mehr weit entfernten Ziele, dem Ort Ain Gattara. Der Spigenwagen verliert sich jedoch bald wieder in der Dunkelheit und kriecht auf einem alten, früheren Hirtenweg hin, der am Rand

eines Abgrundes plötzlich endet. Unweigerlich wäre der Wagen in die Tiefe gestürzt, wenn ihn nicht die Raupe festgehalten hätten. Die Führer der Expedition rettete die Eigenart dieser Erfindung vom Tode. Man lehrte um, findet die rechte Richtung und bald fallen die Lichtkegel der Scheinwerfer auf die weißen Mauern der Feste von Ain Gattara. Ein paar Soldaten, Eingeborne im Dienste Frankreichs, halten nur Wache. Für ein paar Stunden kehrt der Zug der Raupenfahrzeuge hier ein, um in früher, kalter Morgenstunde schon wieder dem nächsten Hafen zuzustreben.

Läuschernde Luftgebilde schweben über dem Land. Seen tauchen auf mit ungewissen Ufern, rosenfarbene Städte, deren Kuppeln und Minarette aber jedesmal entschwinden, wenn man ihnen näherkommt. Fiebrig zitterndes Geklirmer eines Riesenschleiers von Erdausdünstungen weht auf und nieder und gaukelt den Sinnen sonderbaren Trug vor. Es ist die Welt des Effriss, der Geister und Dämonen, der Genien, Feen, die den Wandernden irreführen, bis er ihnen willenlos folgt in ihr granziges Reich. An den Lagerfeuern wissen die Hirten, die Reiter davon zu erzählen. Foggaret wird um zwei Uhr nachmittags erreicht. Der Ortsälteste möchte die Reisenden bewirten. Man muß es ihm abschlagen, denn die Stunde, in der in Salah erreicht werden sollte, ist nahe. Nur eine Tasse Tee nimmt man gern an.

Dünen, Sandebenen, kleine Palmenpflanzungen wechseln hinter Foggaret. Die Wagen haben keine Schwierigkeiten zu überwinden. Nordwärts, hinter ihnen, ragen steil die gewaltigen Felsenburgen des Berglandes von Tademait; je mehr man sich von ihnen entfernt, desto mehr verlieren sie an Grauenvollem und Großartigem. Bald wendet sich kein Blick mehr rückwärts, nur nach vorn richtet sich das Fernglas, denn in Salah, der erste Etappenort, an dem man sich zwei Tage Ruhe gönnen wird, muß jeden Augenblick aus dem Dünenmeer tauchen. Vier Uhr vorbei: eine mächtige Sandwelle türmt sich in der Ferne. An ihrem Fuße leuchtet ein grüner Fleck: In Salah. Auf der nächsten kleinen Bodenschwelle hält unbeweglich wie eine Bildsäule, riesengroß scheinend gegen den grauen Himmel, ein Dromedarreiter. Wie er den Zug erspäht, scheint Leben in ihn zu kommen. Er winkt nach hinten und im Nu ergießt sich über den Sandhügel eine Flut reitender, laufender, schreiender und wild mit den Armen suchtelnder Menschen. Palmenzweige werden geschwungen, schon sind die Wagen umringt, alle reden, lachen und plärren durcheinander und begleiten die Fahrzeuge in den Ort.

Der Abend wird ihnen wieder zum Fest. Frauen tanzen und kreischen, Männer spielen in Scheingefechten miteinander; und dann verteilen die Franzosen Geschenke — sie erwartet man auch im Jahre 1922 noch. Aber es sind noch keine fünfundsiebzig Jahre, als man sie als unbeflegter, stolzer Herr der Wüste nahm, ohne zu fragen, ohne zu bitten.

Das Kaninchen und die Krokodile.

Eine japanische Fabel.

Die Berichte über die sich täglich mehrenden Auseinandersetzungen zwischen den „Freunden“ innerhalb der Harzburger Front erinnern mich an eine kleine japanische Fabel, die mir vor einiger Zeit zu Gesicht kam.

Es war einmal ein kleines Kaninchen, das lebte auf der Insel Oki mitten im Meere. Nicht allzu weit davon entfernt lag die Insel Iki,

Das Kaninchen hatte auf der Insel Oti schon lange genug gelebt und wollte gern einmal auf die Insel gelangen.

Da sprach es eines Tages zu einem Krokodil, das im Sande des Strandbesandes herumlungerte: „Ich finde es langweilig auf dieser Insel, denn ich bin ganz allein. Du aber hast es schön, du hast deine Freunde!“

„Ich habe so viele Freunde,“ prahlte das Krokodil, „daß du sie gar nicht zählen könntest.“

„Hast du so viele,“ fragte das Kaninchen weiter, „daß ihr bis zur Insel Oti reichen würdet, wenn ihr euch alle auf das Wasser legtet, eines neben das andere?“

„Et freilich!“ erwiderte stolz das Krokodil.

„So rufe doch einmal alle deine Freunde zusammen und legt euch nebeneinander hin,“ fuhr das Kaninchen fort; „ich werde euch dann zählen.“

Das Krokodil freute sich sehr, daß es Gelegenheit hatte, mit seinen Freunden zu prahlen, und tat, wie ihm das Kaninchen geraten hatte. Die Freunde bildeten eine Brücke auf dem Wasser, die genau von Oti nach Oti reichte.

Nun sprang das Kaninchen von einem zum anderen und zählte — bis es am anderen Ufer war.

„Nun, meine Herren Krokodile,“ rief es jetzt mit spöttischem Lächeln zurück, „ihr seid mir die richtigen Narren und gerade so dumm wie die Menschen. Eure Prahlerei verführte euch, anderen eine Brücke zu bauen, über die sie selber zu ihrem Ziele kommen!“

So weit die japanische Fabel.

Bleibt nur noch die Frage offen: Wer von den beiden, Hitler oder Eugenberg, ist nun das Kaninchen und wer ist das Krokodil? Oder

ollte keiner das Kaninchen sein, sondern beide Krokodile?

„Und es will mich schier bedünken, Daß im Schluß die Wahrheit liegt!“

Wie ich reich wurde.

Niederorbisch-wendisches Märchen.

Ich hatte einen Freund. Der erzählte mir folgendes aus seinem Lebensgange:

Einmal war ich arm, wie so mancher andere auch. Ich besaß nichts als ein kleines Häuschen und einige Scheffel Feld. Dazu hielt ich mir zwei Ziegen, die spannte ich vor den Pflug. Das wollte nicht recht gehen, und ich hatte meinen Aerger damit. Deshalb kaufte ich mir zwei Hunde. Die spannte ich nun an, weiter vor ihnen aber die beiden Ziegen und legte diesen ein Stück Wurst vorn auf die Koppeln. Die Hunde sahen und rochen die Wurst vorn und rannten darnach. Die Ziegen aber fürchteten sich vor den Hunden und rannten ebenfalls. So ging das Pflügen ganz schön. — Und siehe, ich erpflügte mir zwei Eier. Das waren aber nicht solche wie die gewöhnlichen. Ich nahm sie mit heim und setzte meine Frau darauf. Und was glaubst du wohl, was sie erbrütete? Zwei Kühe! Die gaben reichlich Milch und im Hause gab's Butter genug. Das elende Leben hatte ein Ende. Zuletzt wußte ich nicht mehr, was ich mit der vielen Butter anfangen sollte. Drum baute ich im Garten einen Butterhügel. Aber als im Frühjahr die Sonne darauf schien, da lief es von dem, so daß ein Graben und ein Fluß entstand. Ich baute eine Mühle, die klappert vorzüglich. Und so fühle ich mich wie ein König.

Ein Glas Milch.

Erzählung von Javier de Viana (Uruguay).

Die Landstraße zog sich um einen Hügel herum und beschrieb einen Dreiviertelkreis, ehe sie an die Estancia (Landgut) gelangte, wo die Poststation war. Von ihrem Aufstehen am Hügelhang bis zur Ankunft an den Häusern brauchte die Post mehr als eine halbe Stunde, und in den letzten vier Jahren lebte Atanasilda dreimal wöchentlich eine halbe Stunde in angstvoller Erwartung.

Sie erhob sich Sommers und Winters bei Morgengrauen, um die Kühe zu melken. Während der Arbeit slog ihr Blick unablässig um die graue Kurve, auf der an Posttagen das lärmende Gefährt erscheinen mußte, — das ihr unerbittlich Enttäuschung brachte.

Tatu, ihr Lieblingshund, leckte sich an diesen Tagen jedesmal einen besonderen Genuß, denn das Mädchen ließ in ihrer Zerstretheit und Spannung unfehlbar den ganzen Inhalt einer Zige danebenlaufen, und Tatu leckte ihn lustig vom Boden auf.

Vier Jahre sehnsüchtigen Wartens. Nach so langem Harren und Dulden erinnerte sich das Mädchen nur noch dunkel des Aussehens von Raul Vnarez. Der junge Mann aus der Stadt hatte ein paar Ferienwochen auf einer Nachbarestancia verbracht, bei einigen Vergnügungen mit ihr getanzt, ihr Liebe gelogen und war dann davongegangen. Er hatte ihr versprochen, bald zurückzukehren.

Nun hoffte sie schon nicht mehr. Dennoch stand sie an Posttagen früher auf als gewöhnlich und ging nach dem Korral Pferd. Da moß sie das Vieh in unruhiger Erwartung und spähte die Landstraße entlang, während ihr kleiner Raul, barfuß und in dürftigen Kleidern, im Staube mit dem Hunde spielte. Der war

sein einziges Spielzeug und ummelte sich mit dem Jungen unter den Beinen von Kuh und Kalb.

Als Atanasilda an einem kühlen, windigen Augustmorgen das gelbe Gebäude der Post wieder einmal um den Hügel schwenken sah, gab es ihr einen Stich durchs Herz. Das kündigte „etwas“ an. Sie vergaß ihre Braune und hielt in der Arbeit inne. Das Tier wurde ungeduldig; als das Mädchen im Wellen forsfahren wollte, schlug es um und warf einen Wellkühel um. Da band Atanasilda das Kalb los, das bald am Enter der Mutter einschlieft.

Das Mädchen zitterte vor Erregung, als die Fahrgäste ausstiegen, um sich während des Pferdewechsels die Beine zu vertreten. Alles drehte sich um sie, als sie ein junges Paar erblickte, das, gemeinsam in eine Decke gehüllt, auf den Korral zuschritt. Nun hörte sie seine Stimme, die in ihr Erinnerungen an Liebeslungen und Küsse wachrief, in gleichgültigem Tone jagen: „Würden Sie uns wohl etwas zu trinken geben?“

Mechanisch füllte Atanasilda ein Glas und reichte es dem jungen Mann hin. Erst trank er einen Schluck, dann seine Begleiterin; dabei sahen sie sich verlobt in die Augen und sprachen leise miteinander — wie Neuvermählte zu tun pflegen.

Atanasilda sah zu; sie war wie versteinert. Das war Raul, ihr Raul; er erkannte sie nicht wieder oder wollte sie nicht wiedererkennen und war so gemein, mit einer anderen Frau vor sie zu treten; einer schwächlichen, mageren Blondine, die ihn dauernd umarmte und küßte.

Atanasilda wagte kein Wort, konnte nicht reden. Mit der Bosheit kleiner Seelen, die ver-

legen wollen, machte die Fremde eine verächtliche Gebärde und zeigte auf den kleinen Raul, der sie, schmutzig und den Finger in der Nase, verwundert anstarrte.

„Es ist doch eine Rücksichtslosigkeit sondergleichen,“ sagte sie, „das kleine Geschöpf bei dieser Kälte halbnackt herumlaufen zu lassen.“

„Die Leute sind daran gewöhnt,“ erklärte Raul und hat um ein zweites Glas Milch.

„Wie die Tiere,“ rief die junge Frau entsetzt.

Da richtete sich Atanasilda hoch auf. Ihr dunkles Gesicht rötete sich, die schwarzen Augen blühten, die glühroten Lippen zitterten. Dann senkte sie den Kopf, sah nieder und begann langsam und ruhig das Glas mit schäumender Milch zu füllen, während das junge Paar die Decke dichter um sich zog und sich enger umarmte.

Als das Glas voll war, erhob sich Atanasilda, sah Raul und seine Gefährtin mit unbändigem Haß in die Augen, nahm den Kleinen beim Arm, zerrte ihn vorwärts und gab ihm das Glas in die Hand. Dann zeigte sie auf den jungen Mann und sagte wild:

„Gib das deinem Vater.“

Das ist der Kapitalismus!

In der „Brücke“, einer Beilage des „Berliner Tageblattes“, finden wir folgende Zusammenstellung:

In Ceylon pflückt man von jeder Tee-pflanze statt drei nur zwei Blätter und drückt dadurch im Jahre 1930 die Ernte um 75 Millionen Pfund herunter. In Griechenland verbot man schon 1904 die Neuanpflanzung von Wein, der sich zur Herstellung von Korinthen eignet, und Ende 1909 wurde durch Gesetz die Anzucht von Weinbergen angeordnet. Bis 1913 wurden aus diesem Grunde 300.000 Hektar vernichtet. In Brasilien ließ man 400 Millionen Kaffeestrauch er eingehen und verringerte dadurch die Produktion auf 15 Millionen Säcke, von denen man glaubte, daß sie genügen, um ausreichende Preise zu sichern. Der Ueberfluß an Diamanten wird in weitläufigen Bankasfen verstaubt, ein Flugzeug bringt wöchentlich dreimal ganze Säcke davon nach Kapstadt, wo sie spurlos verschwinden, damit der Preis dieses kostbaren Steins sich hält. In Brasilien vernichtet man mehr Kaffee, als überhaupt getrunken wird, und ganze Pfefferernte n versenkt man in das Meer. 60.000 Säcke Kaffee — sollen vom brasilianischen Kaffeewalorifizierungsinstitut zum Düngen verwendet werden, um den Markt zu entlasten. Die holländisch-indische Handelskompanie ließ Tausende von Zentnern Gewürze verschwinden, nur um den Preis zu halten. Amerika und Ägypten verbrannten früher Baumwolle, und daß man in der Neuen Welt die Lokomotiven mit Weizen heizte, klingt wie ein Hohn auf Hungersnot und Elend in anderen Weltteilen.

Bei einem Wirte ...

Zwei junge Herren in Sportanzügen sahen vor langen Jahren einmal nach einem ausgiebigen Waldbummel rings um die Wartburg nach einem Gasthaus um und entdeckten auch alsbald eine einladende Stätte, die ihren Ansprüchen zu Aekung geeignet schien. Sie ließen sich vor der Tür des Hauses an einem hübsch gedeckten Gartentische nieder und bestellten bei dem Wirt, einem behaglichen, granbärtigen Manne mit einem schwarzen Samtkäppchen und

gutmütig heiter leuchtenden Brillengläsern, zweimal Spiegeleier mit Bratkartoffeln, Bier und Käse. Er brachte alles höflich und gewandt herbei und hielt auf leutseliges Befragen mit seiner Meinung über das Wetter und die neueste Revolution in Südamerika nicht zurück. Schließlich klopfte einer der Herren mit einem Fünfmarkstück auf den Tisch und rief: „Zahlen!“

Da nun haute sich der freundliche Wirt vor dem Tische auf, stemmte die Arme in die Gürtel und sagte: „Nein, meine Herren! Sie haben Spiegeleier, Bratkartoffeln, Bier und Käse verlangt, und ich habe sie Ihnen gegeben. Nun ist aber Schluss. Geld nimmt Fräulein Meuter nur für seine Bücher.“

Millionenjährige Lebewesen.

Das amerikanische Journal für Bakteriologie brachte kürzlich einen fast ungläublichen Bericht des Professors Lipmann von der Berkeley-Universität. Dieser Gelehrte behauptet, in einem Stück Anthrazitkohle, das aus der ältesten Versteinerschicht, dem sogenannten Präkambrium, stammte, Lebewesen gefunden zu haben. Man wird sehr leicht geneigt sein, diese Entdeckung für die Ausgeburt krankhafter Phantasie zu halten, wenn man bedenkt, daß diese Kohle mindestens 50 oder auch 100 Millionen Jahre alt ist. Aber der Bericht Professor Lipmanns, der zum allergrößten Teile seine sorgfältigen Untersuchungsmethoden und Sterilisationsmaßnahmen schildert, läßt erkennen, daß man es tatsächlich mit einer sehr ersten wissenschaftlichen Arbeit zu tun hat.

Schon seit 1928 beschäftigt sich der amerikanische Forscher mit der Feststellung von Lebensformen in Kohle. Ehe er mit seiner aufsehenerregenden Entdeckung an die Öffentlichkeit trat, hatte er mehrmals experimentell in seinem Laboratorium das Vorhandensein niederer Lebewesen in Kohlenstücken festgestellt. Und er ging tatsächlich bei seiner Arbeit mit äußerster Sorgfalt zu Werke. Das zu untersuchende Stück Kohle reinigte er zunächst mit den wirkungsvollsten Sterilisationsmitteln der modernen Chemie. Dann zerstampfte er die Kohle zu einer Art Mehl, wobei natürlich auch alle erforderlichen Gefäße und Instrumente mit der größten Gründlichkeit sterilisiert wurden. Tage lang wurde dann dieser Kohlenstaub ebenfalls chemisch gereinigt, um dann schließlich, nach verschiedenen weiteren Reinigungsprozeduren, auf Gelatine-Nährboden getrennt zu werden. Nach 24 bis 48 Stunden trat das Mikroskop in Tätigkeit, und der Forscher erkannte deutlich verschiedene Arten von Bakterien. Woher stammen diese Lebewesen? Aus unserer Luft können sie nicht sein, denn das sorgfältige Untersuchungsverfahren schließt diese Möglichkeit nahezu mit absoluter Sicherheit aus. Professor Lipmann behauptet deshalb mit allem Nachdruck, daß diese Lebewesen aus der Kohle stammen, in der sie viele Millionen von Jahren geschlummert haben. Es mag unglaublich klingen, daß sich organische Lebenskraft jahrmillionenlang in Kohle eingeschlossen erhalten haben soll. Berücksichtigt man jedoch, wie nahe gerade die niederen Lebewesen sind, was für eine hohe künstlich erzeugte Hitze und Kälte sie im Laboratorium schon überstanden haben, dann wird man auch die Entdeckung Professor Lipmanns nicht einfach als Phantasterei abtun können.“

Kurioses aus der Zeit.

Unter anderem:

stellte sich heraus, daß Edgar Wallace in seiner besten Zeit jährlich 800.000 Mark verdient hatte.

liehen die Frauenvereine von Los Angeles einen Steckbrief gegen den Verfasser des „abschreckend unmoralischen“ Lustspiels „Lysistrata“ los, wobei sie sich überzeugen lassen mußten, daß dieser Autor — Aristophanes — schon seit 2220 Jahren tot ist.

wurde berichtet, daß als einziger Industriezweig in Amerika die „Bridge-Industrie“ in Blüte steht, die 20.000 Menschen, darunter 2000 Bridge-Lehrer, beschäftigt, während in 1000 Klubs schätzungsweise 20 Millionen Reichsmark jährlich umgesetzt werden.

unterlag die Pariser Polizei den Aufstieg eines „Sicherheitsflugzeuges“, das ohne Gefahr für die Insassen abstürzen kann, wegen — allzu großer Gefahr.

erschien in Hitlers „Illustriertem Beobachter“ ein Fortsetzungsroman „Die graue Kette“, der — aus dem Wiener „Kleinen Blatt“ ohne Erlaubnis und Honorar abgeschrieben — zum Verfasser den Wiener jüdischen Sozialdemokraten Walter Süß hat.

kam im Preussischen Landtagsgebäude ein Brief an, der im wenige Straßenzüge entfernten Postamt Berlin NW am 7. April 1927 aufgegeben worden war.

lehnte der amerikanische Senat einen Gesetzesantrag ab, durch den zur Unterstützung der Arbeitslosen in diesem Winter 125 Millionen Dollar bewilligt werden sollten.

verurteilte das Potsdamer Schöffengericht einen Arbeiter zu drei Monaten Gefängnis, der während einer Stahlhelm-Demonstration die — Internationale gesungen hatte.

plante der englische Rundfunk als reizvolle Unterhaltung für den 15. April, dem zwanzigsten Jahrestag des Untergangs der „Titanic“, einen Tonfilm der Schreckensszenen nach dem Zusammenstoß zwischen dem Riesendampfer und Eisberg anzuführen.

wurden in einem Hause in Toulouse, in dem es spuken soll, Mikrophone aufgestellt, ohne daß die Radiobörer zur Geisterstunde mehr als die üblichen Nebengeräusche hören konnten.

— Heiteres. —

Der Taschendieb. In Chicago hat man einen Taschendieb in flagranti erwischt. Man führt ihn vor den Richter, der ihn zu 50 Dollar Strafe verurteilt. Der Detektiv erklärt dem Richter: „Ich habe dem Mann sieben die Taschen durchsucht, er kann eine Strafe von 50 Dollar nicht zahlen, denn er hat nur dreißig.“ Darauf der Richter: „Lassen Sie ihn frei, aber verlieren Sie ihn nicht aus den Augen. Und bringen Sie ihn in einer Stunde wieder.“

Schicksal. Warum kann der Nationalsozialismus sich nie an der Macht halten? — Wenn die SA marschiert, wächst kein Gras mehr, und wenn kein Gras mehr wächst, — wovon soll dann das Rindvieh leben?

Aufmerksam. In einer Volksschule findet ein Probekidat statt. Der Lehrer diktiert: „Wir werden älter und merken es kaum.“ Einer der Jungen, ein sehr „aufmerksamer“ Bursche, der in dem Augenblick wahrscheinlich von Weihnachtsgeträumt, schreibt: „Wir werden Eltern und merken es kaum.“

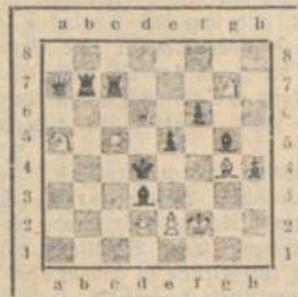
Kundendienst. Mancher Amerikaner weiß sein Publikum zu nehmen. So findet man in einigen zweitrangigen Hotels der U.S.A. folgenden wirksamen Ruchtag: „Wenn Sie zu Hause auf den Boden spucken, tun Sie es, bitte, hier auch! Wir legen Wert darauf, daß Sie sich zu Hause fühlen!“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Schwarz, Joetzkuy Nr. 65 bei Tepitz-Schönan.
Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 75.

Von Gen. Josef Hyna, Hostomitz a. B. Schwarz: Kd4; Da7; Tb7, c7; Ld3, g5; Be5, f6, h4 (9).



Weiß: Kf2; Te5; Ld6, g4; Sa5, g7; Bd2, e3 (8).
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse zu senden.

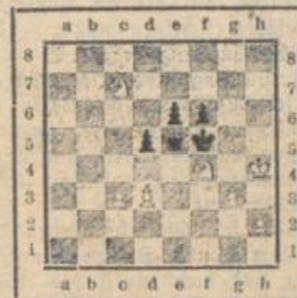
Lösungszug zu Nr. 72: Kc4-h5!

Mittige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Siele Josef, Markersdorf; Gottfried Hans und Uribel Hans, Poleschen bei Staab; Zimmermann Heinrich, Eichwald; Bentel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Dimmber Emil, Tetschen; Mannich Heinrich, Woidau; Philipp Heinrich, Cberggerental; Walter Lubowia, Kobel Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, alle Kunitau; Kraus Gerhard, Turu; Koutert Edward, Schaiba; Wolf Wenzel, Arnsdorf bei Daiba; Mildorf Adolf und Bachmann Reinhold, Tschau; Ulbert Rudolf, Proßwitz; Cuel Adolf und Trátsch Gustav, Witterschan.

✱

Endspiel Nr. 2.

Von Gen. Otto Hoyer, Saaz.
Schwarz: Kf5; De5; Bd5, e6, f6 (5).



Weiß: Kh4; Se7, f4; Be3, d3, g3, h2 (7).

Weiß zieht und gewinnt!

Lösungen sind ebenfalls 14 Tage nach Erscheinen einzusenden.

Briefkasten.

H. Josef, Markersdorf. Zu Nr. 70 leider keine Lösung eingelangt, muß nicht einzeln einsenden.

B. Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen. Nr. 5: nach Lg3-e5 leider ein Drei-Züger, Nr. 6 ist sehr hübsch, wird gebracht.

H. Otto, Saaz. Warum keine Einsendungen?